

# Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Biltnerstr. 6.

Nr. 16.

Samstag, 14. Oktober 1882.

1. Jahrg.

## Die Malteserin.\*)

Skizze von Albert Brizius.

1.

Sir John Brate, Kapitän bei den auf Malta stationierten Truppen und erst seit wenigen Monaten in dieser kleinen, aber unüberwindlichen Festung garnisonierend, saß eines Morgens an dem geöffneten Fenster seines Zimmers und sah auf die Straße hinab. Ihm gegenüber, mit einer prächtigen Stickerei beschäftigt, saß seine Schwester Eliza, eine zart gewachsene, schlank Blondine von höchstens achtzehn Jahren, deren lebhaft blaue Augen sich dann und wann mit dem Ausdrucke mutwilliger Schalkhaftigkeit zu ihrem Bruder erhoben und sich eben so schnell wieder senkten, wenn dieser einmal von der Straße wieder absah oder eine Frage an sie richtete.

Der Kapitän war ein großer, schlank und kräftig gebauter Mann, von ungefähr dreißig Jahren, dunkelblaue blitzende Augen belebten sein edel geschnittenen Gesicht, in dessen fein gezeichneten Linien sich eben so viel energische Willenskraft und fester männlicher Sinn als Güte und Adel des Herzens erkennen ließen. Ein voller, blonder Backenbart, der lang gekräuselt sich zu beiden Seiten um das fein rasierte Kinn ringelte, eine hohe Stirn, welche das leicht gelockte Haar begrenzte und kurz geschnitten den nervigen, muskulösen Hals sehen ließ, vollendeten die Schönheit dieses jungen Mannes, welcher durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit sowohl als durch seinen Reichtum ein Liebling der Männerwelt und die Sehnsucht der Damen war.

„Eliza,“ sagte er, nachdem er eine Weile zum Fenster hinausgeschaut hatte, und sich in seinen Stuhl zurücklehrend, den Duft einer feinen Havannacigarre von sich blies, „Eliza, findest Du nicht auch, daß diese Malteserinnen durchgehends recht liebliche Geschöpfe sind?“

Eliza lächelte.

„Eine sonderbare Frage, John,“ entgegnete sie dann, schalkhaft zu ihm aufblickend, „Du bist doch nicht in eine dieser kleinen Insulanerinnen verliebt?“

Der Kapitän zuckte leicht die Achseln.

„Ich habe zu kaltes Blut, um mich verlieben zu können,“ sagte er ironisch.

„Oder nicht!“ unterbrach ihn Eliza heiter.

„Schau einmal hinaus, John! Drüben an der Straßenecke steht eine solche Malteserin, welche Obst

und Blumen feil hält. Sie ist, soviel ich mich zu erinnern vermag, das lieblichste Geschöpf, welches ich jemals gesehen habe. Sieh einmal, wie beweglich sie ist. Alles ist Feuer und Leben an dieser Kleinen. Und was für prächtige schwarze Augen sie hat!“

Der Kapitän konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen.

„Ah!“ rief er, „Du glaubst wohl, ich sei in diese Kleine verliebt?“

„Gewiß bist Du das, bis über die Ohren,“ neckte Eliza scherzend. „Oder meinst Du, ich hätte nicht gesehen, daß Du jedesmal mit ihr sprichst, wenn Du an ihr vorüber gehst. Und wie oft stehst Du hier am Fenster und schaust zu der Kleinen hinüber. Gesteh mir, John, daß Du in sie verliebt bist. Die Hand aufs Herz, bist Du es?“

„Nicht doch, Eliza,“ sagte der Kapitän abwehrend. „Allerdings interessiere ich mich für diese Obsthändlerin, weil sie gar zu hübsch ist; aber verliebt in sie bin ich nicht.“

„Nun dann ist sie in Dich verliebt,“ scherzte Eliza und klatschte in die Hände. „Ja, ja, das ist sie. Ich habe das schon längst bemerkt. Sieh einmal, sie wendet keinen Blick von unserm Fenster. Das arme Kind! Winke ihr doch einmal mit der Hand. Sie schaut sich ja fast die Augen aus.“

„Bist Du von Sinnen?“ entgegnete der Kapitän. „Was sollen die Leute auf der Straße denken, wenn ich einer Obsthändlerin Grüße zuwinke?“

„Ach, Du bist ein ernster, strenger Mann!“ sagte Eliza mutwillig, indem sie ihren Bruder am Bart zauste. „Ein abscheulicher, herzloser Mann, hörst Du, John?“

Der Kapitän lachte.

„Ja, lache nur,“ fuhr Eliza mit komischem Ernste fort, „lache nur. Die Stunde wird Dir auch einmal schlagen, in der Du eben so schmachstend nach einer hartnäckigen Schönheit seufzen wirst, wie die Kleine da drüben nach Dir.“

„Du denkst doch nicht allen Ernstes, daß dieses Mädchen wirklich in mich verliebt ist, Eliza?“ fragte der Kapitän, plötzlich ernst werdend.

„Gewiß denke ich das, und ich bin davon überzeugt,“ entgegnete Eliza bestimmt. „Weshalb steht sie dann gerade unserm Fenster gegenüber und verkauft Blumen? Vor einigen Wochen stand sie noch nicht da. Sie muß unsere Wohnung ausgeforscht haben, John. Daß sie das thut, geschieht nur wegen Deiner. Die Strafe ist für ihr Gewerbe durchaus nicht frequent genug. Es gibt lebhaftere hier, auf

\*) Unberechtigter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

denen sie viel bessere Geschäfte machen kann. Das ist eines, welches für meine Ueberzeugung spricht. Die andern Gründe für dieselbe sind noch erheblicher. Weshalb schaut sie nämlich beständig nach unserem Fenster? Weshalb wird sie unruhig, wenn Du Dich einmal entfernst und sie Dich nicht sieht? Weshalb lächelt sie und macht sich an ihrem Obstkörbchen zu schaffen, wenn Du erscheinst und sie glaubt, Du blicktest sie an? Diese Fragen, John, beantworte mir, wenn Du es kannst. Die Malteserin dort, das behaupte ich fest, ist verliebt in Dich."

Der Kapitän legte nachdenklich die Hand an die Stirn.

"Es wäre traurig für die arme Kleine, wenn Du recht hättest, Eliza," sagte er dann nach einer Pause. "So viel ich mich erinnere, habe ich ihr niemals Veranlassung dazu gegeben, mich aufzusuchen geschweige mich zu lieben. Auch ist mir nicht bekannt, sie anderswo gesehen zu haben, als drüben an der Straßenecke. Sie stand eines Morgens plötzlich da und hielt Obst und Blumen feil."

"Dann hat sie Dich irgendwo gesehen, ohne daß Du sie bemerkt hast, John," unterbrach ihn Eliza lebhaft. "Das ist sicher. Die Kleine liebte Dich wahrscheinlich schon, ehe wir sie kannten. Bei Südländern entscheidet oft ein Augenblick, um rasend verliebt zu werden. Bei dieser Malteserin ist es ganz gewiß der Fall. Sie sah Dich und war verliebt."

Der Kapitän schüttelte leicht den Kopf.

"Du kannst recht haben, Eliza," sagte er noch immer nachdenklich. "Es kann sein, aber wir können uns auch irren." "Irren, John? Nein," versetzte Eliza rasch. "Ein Irrtum ist hier nicht gut möglich. Die von mir angeführten Beweisgründe sprechen zu sehr für das Gegenteil."

Sie dachte einen Augenblick nach, dann erhob sie sich und stellte sich ans Fenster.

"Ich will ihr einmal winken, John," fuhr sie lächelnd fort. "Sie kann dann zu uns aufs Zimmer kommen und ich kaufe etwas Obst. Das kann mir doch niemand wehren."

Sie nahm ein Tuch und winkte zum Fenster hinaus.

"Ah, sie kommt, John!" jauchzte sie gleich darauf. "Und wie sie eilt. Ich will sie selbst an der Thür empfangen und hinaufbegleiten. Bleibe einen Augenblick hier, ich bin gleich wieder da."

Bei diesen Worten flog sie zur Thür hinaus und eilte die Treppe hinab.

Der Kapitän erhob sich und ging mit verschränkten Armen auf und nieder.

"Ein unterbesserliches Mädchen, die Eliza," murmelte er.

"Immer zu mutwilligen Streichen aufgelegt. Ich bin doch neugierig, was sie eigentlich von dem Mädchen will. Feigen kaufen! Ja, ja, Feigen kaufen! Als ob das ihr einziger Zweck wäre. Ich müßte meine Eliza nicht kennen, wenn sie nicht etwas anderes im Sinne hat."

Der Kapitän nahm seinen Sitz am Fenster wieder ein, als die Thür geöffnet wurde, und Eliza in Begleitung der Obsthändlerin eintrat.

Diese war ein reizendes Mädchen. Die eigentümliche bunte, aber malerische Nationaltracht kleidete sie gar vorteilhaft. Ihr Gesicht war, wie das aller Malteserinnen von jener interessanten Weise, welche die Bewohnerinnen dieses Kalkfelsens jedem Fremden so anziehend macht. Ihre Figur war klein und zierlich, dabei schlank und ungemein ebenmäßig. Die Bewegungen natürlich, grazios, voll Leben und von jener unruhigen Hast, welche die Bewohner des Südens charakterisiert. Das üppige schwarze Haar trug sie in vier breiten, langen, mit blauen und roten Bändern durchschlungenen Flechten, welche bis weit über die biegsame Taille den Rücken hinabgingen. Das Schönste aber an der Erscheinung dieser reizenden Malteserin waren die Augen. Rabenschwarz und leidenschaftlich glühend, glichen sie zwei blitzenden Sternen, die feurig und verlangend unter langen seidenartigen Wimpern hervorschauten und das leicht aufwallende Blut erraten ließen, welches durch ihre Adern vollte. Ihr Alter mochte das fünfzehnte Jahr nicht übersteigen.

"Tritt nur näher, liebes Kind!" sagte Eliza freundlich, als sie sah, daß die Malteserin schüchtern an der Thür stehen blieb. "Du verstehst doch Englisch?"

"Ja," erwiderte die Angeredete einfach und mit einem Accent, der aus ihrem Munde allerliebste klang.

"Ei, das ist ja hübsch!" rief Eliza, sie mit sichtlichem Entzücken von oben bis unten betrachtend.

"Dann können wir uns ein wenig unterhalten. Das bringt etwas Abwechslung in meine Einsamkeit: denn hier auf Malta ist es entsetzlich langweilig. Also setze Dich, mein schönes Kind, und sage mir vor allem wie Du heißt, damit ich weiß, wie ich Dich anrede."

Die Malteserin sah Eliza verwundert an.

"Ich heiße Thirza," sagte sie dann nach einer Pause zögernd, und schlug befangen die Augen nieder.

Eliza ergriff sie vergnügt bei der Hand.

"Also Thirza ist Dein Name!" rief sie, indem sie ihrem Bruder einen schalkhaften Blick zuwarf. "Hörst Du, John? Thirza!"

Der Kapitän schien kaum darauf zu achten und blies dicke Rauchwolken aus seiner Cigarre.

"Also Thirza," fuhr Eliza geschwätzig fort, indem sie das Mädchen sanft auf einen Stuhl niederdrückte und das Obst in ihrem Körbchen zu untersuchen begann, "ich sehe, Du hast Obst zu verkaufen. Würdest Du mir einige Feigen überlassen können? Ich esse sie für mein Leben gern."

"Feigen habe ich nicht bei mir," entgegnete Thirza, noch immer etwas schüchtern, "aber Trauben, Melonen, Pomeranzen und Apfelsinen."

"Dann gib mir eine Apfelsine," bat Eliza freundlich.

Thirza reichte ihr sogleich mehrere ausgesuchte Früchte von der verlangten Sorte.

"Gib auch dem Herrn eine davon," flüsterte Eliza, sich zu ihr niederbeugend und mit einer unmerklichen Bewegung der Hand auf ihren Bruder deutend. "Er ist auch ein großer Freund von Apfelsinen."

Thirza wurde purpurrot.



„Aber Thirza, fürchtest Du Dich vor dem Herrn?“ fragte Eliza laut und über die Zögerung des Mädchens erstaunt.

Thirza richtete sich stolz auf. Ihre Augen flammten in einem düstern Feuer.

„Fürchten?“ murmelte sie mit einem blitzschnellen Blicke der Verachtung auf Eliza. „Fürchten? Ich mich fürchten? Thirza, welche man die Perle von Malta nennt, hat sich noch nie gefürchtet und sie wird es auch jetzt nicht thun.“

Bei den letzten Worten ging sie schnell auf John zu und reichte ihm mit einem anmutigen Knix ihr Körbchen. Der Kapitän nahm sich statt der Apfelsine ein kleines duftendes Blumensträußchen.

„Sie wollen keine Apfelsine?“ fragte Thirza mit leiser, zitternder Stimme, indem sie John groß ansah und eine flammende Röthe ihr reizendes Gesicht überflog.

„Ich esse selten und dann nur wenig Obst,“ entgegnete der Kapitän, Thirza forschend in die Augen schauend.

„Ich danke, mein Kind.“

„Aber dieses essen alle Herren gern,“ fuhr Thirza etwas dreister fort, indem sie eine große, rötlich schimmernde Traube empor hielt. „Wollen Sie auch diese verschmähen?“

Der Kapitän nahm sie und begann sofort davon zu kosten.

„Die Traube ist gut,“ sagte er dann prüfend.

„Hast Du davon noch mehr, mein Kind?“

Thirza nahm sogleich alle Trauben, welche sie in ihrem Körbchen hatte und legte sie in eine große Fruchtschale, welche gerade auf dem Tische stand.

„Ah, sie liebt ihn doch,“ flüsterte Eliza bei sich, während sie Thirza scharf beobachtete. „Man sieht es an ihrem ganzen Benehmen. Doch kann ich mich auch täuschen. Ich muß Gewißheit haben. Aber wie fange ich das an?“

Sie dachte einen Augenblick nach, dann ging sie auf Thirza zu, und die Hand auf ihre Schulter legend, sagte sie laut: „Das sind ja herrliche Trauben, welche Du mitgebracht hast, Thirza. Du kommst täglich einige davon bringen. Ich sowohl wie mein Verlobter essen sie sehr gern.“

Thirza wandte sich jäh um. Ihr Gesicht war leichenblaß.

„Verlobter?“ unterbrach sie Eliza hastig. „Dieser Herr ist Ihr Verlobter?“

„Aber Thirza,“ sagte Eliza, sich beleidigt stellend, „was soll diese Frage bedeuten? Gewiß, dieser Herr ist mein Bräutigam und ich bin seine Braut. Findest Du das so sonderbar?“

Der Kapitän konnte sich nicht enthalten leicht aufzulachen.

Das Spiel seiner Schwester leicht erratend, fing er an, sich im Stillen über die beiden Mädchen zu belustigen und ließ sich die Rolle eines Bräutigams seiner Schwester schweigend gefallen.

Thirza geriet ganz außer Fassung. Die kleinen kirschroten Lippen fest auf einandergespreßt, stand sie wie angewurzelt da und sah bald auf den Kapitän, bald auf Eliza, welche sie aufmerksam betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine gefährliche Reise.

Geschichte aus dem Englischen von P. G.

Winnie, mein liebes Weibchen, und ich waren grade einen Monat verheiratet und seit zwei Tagen von der Hochzeitsreise zurückgekehrt. Ich war der jüngste Teilhaber in der Firma: „Schwarzmoor u. Cie. Banquiers Lombard street“ und hatte noch 4 Tage Urlaub zu meiner Erholung. Ich war überaus glücklich in meinem neuen freundlichen Häuschen südwestlich von London und schwelgte im süßen Nichtsthun an jenem herrlichen Oktobermorgen, indem ich das Fallen der großen gelben Blätter im Sonnenschein beobachtete.

Winnie saß an meiner Seite unter dem Hagedornbaum, sonst wäre ich nicht überaus glücklich gewesen.

Betsy, Winnies Mädchen, kam mit einem ominös aussehenden Briefe in der Hand den Garten entlang getrippelt; es war ein Telegramm von Mr. Schwarzmoor und lautete: „Sie müssen sofort mit einer Goldsendung auf den Kontinent reisen.“

Neapolitanische Anleihe!

Kein Aufschub. Geschäfte von größter Wichtigkeit seit Ihrer Abreise. Seien Sie sechs Uhr dreißig Minuten im Comptoir, fahren neun Uhr dreißig Minuten von London Bridge und benutzen Sie von Dover das Nachtboot.“

„Ist der Bote fort?“

„Der Bote hat es nicht abgegeben, sondern ein ällicher Herr, welcher es übernommen, da er an unserm Hause vorbei müsse.“

Teurer Herbert, Du gehst nicht, es ist nicht möglich“ — sagte Winnie, an meine Schulter gelehnt, mit gebeugtem Antlitz. — „Gehe nicht.“

„Ich muß, meine Geliebte, die Firma kann diese wichtige Sendung niemand anders anvertrauen, ich muß in zehn Minuten an der Bahn sein, wenn ich den vier Uhr zwanzig Minuten Zug noch erreichen will.“

„Das war ein sehr wichtiges Telegramm,“ — sagte ich scharf zum Stations-Vorsteher — „wie können Sie dasselbe einem Fremden übergeben. Wer war dieser alte Herr? wenn ich fragen darf.“

„Wer war es, Harvey?“ sagte der Stations-Vorsteher mürrisch zum Portier.

„Alter Gentleman, sehr respektabel, — geht häufig nach Dawsons' Reitbahn, — hat Pferde da.“

„Lassen Sie das nicht wieder vorkommen, Mr. Jennings oder ich muß es anzeigen“ — sagte ich — „nicht für hundert Pfund Sterling hätte ich das Telegramm wissen mögen.“

Mr. Jennings, der Stations-Vorsteher brumnte etwas in den Bart dann kniff er den Telegraphenjungen in die Ohren, was ihm (Mr. Jennings) wohlzuthun schien. —

„Wir fingen schon an ängstlich zu werden, —“ sagte Mr. Schwarzmoor, als ich sein Zimmer betrat, mit nur drei Minuten Verspätung, „sehr ängstlich, nicht wahr, Goldrick?“

„Gewiß!“ sagte der kleine Ober-Buchhalter, „sehr ängstlich.“

Mr. Schwarzmoor war ein angehender Sechsz-

ziger, mit rotem, vollem Gesicht und weißen Augenbrauen — welche Kombination ihm den Ausdruck eines gallüchtigen Alten gab. Er war ein gewiegter Geschäftsmann, etwas heftig aber höflich, freundlich und gerecht.

„Ihre Frau Gemahlin befindet sich hoffentlich wohl. Bedauere in der That, Ihre Flitterwochen kürzen zu müssen, aber es ging nicht anders, mein lieber Freund.“

Dort in jenen eisernen Kisten befindet sich das Gold, sie sind in Leder eingeschlagen, damit sie für Musterlasten gehalten werden.

Sie sind mit Buchstaben-Schlössern versehen und enthalten eine Viertelmillion in Gold.

Der König von Neapel befürchtet eine Rebellion (es war drei Jahre vor Garibaldis Siegen).

Sie befördern das Geld an die Herren Pagliavici und Rossi in Neapel, Toledo (Nr. 172.)

Die Namen, welche zum Oeffnen der Schlösser dienen, sind: für die Kiste mit dem weißen Stern „Masinisa“, für die mit dem schwarzen Stern „Cotopaxo.“

Diese beiden Worte werden Sie selbstverständlich nicht vergessen. Oeffnen Sie die Kisten in Lion, um sich zu versichern, daß alles in Ordnung ist. Sprechen Sie zu niemand und schließen Sie sich unterwegs an niemand an. Ihre Sendung ist von größter Wichtigkeit.“

„Ich werde als Handlungsreisender zu gelten suchen,“ sagte ich.

„Verzeihen Sie meine wiederholte Warnung, Blancyre, aber ich bin älter als Sie und kenne die Gefahr besser; wenn der Zweck Ihrer Reise heut in Paris bekannt wäre, dann wäre Ihr Weg nach Marseilles so gefährlich, als ob alle Galeerenflaven vor Toulon losgelassen wären, um auf Sie Jagd zu machen, ich zweifle durchaus nicht an Ihrer Verschwiegenheit, ich ermahne nur zur Vorsicht. — Sie sind doch bewaffnet?“

Ich öffnete meinen Ueberrock und ließ meine geladenen Revolver sehen, bei welchem Anblick der alte Buchhalter erschreckt zurückwich.

„Gut!“ sagte Mr. Schwarzmoor, „doch ein Gran Vorsicht ist mehr wert als fünf solcher Revolver. Morgen bleiben Sie in Paris, ordnen die Geschäfte mit Vesebre und Tesjeans, fahren mit dem Nachtzug 12,15 nach Marseilles, so haben Sie Anschluß an den Freitag von dort abgehenden Dampfer. Nach Marseilles werden wir Ihnen telegraphieren. — Mr. Hargrave! Sind die Briefe für Paris fertig?“

„Sogleich, Herr Prinzipal, Mr. Wilkins ist fleißig daran.“

Ich erreichte Dover um Mitternacht und engagierte sofort vier Lastträger, um meine Geldkisten an Bord zu schaffen. Die erste wurde ohne Unfall auf Deck gebracht, während bei der zweiten einer der Träger ausglitt und sicher ins Wasser gefallen wäre, hätte ihn nicht ein alter indischer Offizier, welcher mit verschiedenem Kram beladen, seine gutmütige aber etwas gewöhnliche Frau an Bord drängend, uns voran ging, in seinen Armen aufgefangen.

„Holla, mein Junge,“ sagte er, „was zum Teufel habt Ihr denn da? Eisenwaren?“

„Weiß nicht, Herr! nur soviel weiß ich, daß es schwer genug ist, um einem das Kreuz zu brechen,“ war die barsche Antwort, als der Mann in seiner derben Weise dankte.

„Diese Stufen sind sehr unangenehm für schwere Ware,“ sagte jemand in verbindlichem Tone hinter mir, „aus Ihrem Gepäc schließe ich, daß wir Kollegen sind!“

Ich erwiderte, daß ich die Ehre hätte, Handlungsreisender zu sein und daß ich fürchtete, wir würden eine unruhige Nacht haben.

„Miserables Wetter,“ entgegnete er, „und ich rate Ihnen, mein Herr, sich sofort einer Hängematte zu versichern, denn das Schiff ist sehr besetzt.“

Ich ging direkt in meine Hängematte und legte mich für eine Stunde nieder, nach welcher Zeit ich mich erhob, um mir die Gesellschaft etwas näher zu besehen. An einem der kleinen Tische saßen ungefähr ein halbes Duzend Passagiere, darunter der alte Indier und mein altmodischer, lästiger Frager; sie tranken Flaschenbier und schienen sich sehr gemütlich zu fühlen. Ich setzte mich zu ihnen und wir wechselten einige Bemerkungen über das Nachtreisen.

„Bei Gott, es ist unerträglich,“ sagte der joviale Major Barter (so hatte er sich uns vorgestellt), „es ist so schwül, als wenn in Indien der heiße Tinsangwind weht, wie wäre es, wenn wir Drei auf Deck gingen um Luft zu schnappen? Meine Frau leidet unter der Ueberfahrt, und ist bis zur Landung unsichtbar. Kellner, bringen Sie uns mehr Bier.“

Als wir auf Deck kamen, sah ich zu meinem äußersten Erstaunen vier täuschend ähnliche Kisten wie meine mit schwarzen und weißen Sternen, nur daß dieselben nicht eingebrannt waren wie an den meinen. Kaum traute ich meinen Augen; doch da standen sie, mit Lederdecken, Buchstaben-Schlössern und allen andern Kennzeichen.

„Diese gehören mir,“ bemerkte Mr. Levison (so hatte ich ihn vom Kapitän nennen hören), „ich reise für das Haus Madintosh. Diese Kisten enthalten wasserdichte Regenmäntel. Unser Haus hat solche Kisten schon seit vierzig Jahren in Gebrauch. Es ist mitunter sehr unangenehm, wenn sich so zufällig die Koffer gleichen, führt leicht zu Verwechselungen. Die Ihrigen sind übrigens viel schwerer, Maschinenteile oder andere Eisenware?“

Ich schwieg, oder gab ihm wenigstens ausweichende Antwort.

„Mein Herr,“ sagte Levison, „ich glaube, Sie haben eine große Zukunft; Geschäftsgeheimnisse soll man unter keinen Umständen verraten, meinen Sie nicht auch?“

Der Major — also angerebet — erwiderte: „Bei Gott! mein Herr, Sie haben recht, man kann in dieser falschen Welt nicht vorsichtig genug sein.“

(Fortsetzung folgt.)

## Das öffentliche Fuhrwesen im alten Düsseldorf.

Von Dr. Tönnies.

(Schluß.)

1797 trat der Frieden und mit ihm ein beträchtliches Fallen der Preise ein. Die Regierung zog die



während des Krieges gelockerten Zügel wieder straff und richtete ihr Augenmerk vornehmlich auf alle die ungeseglichen Neuerungen, welche in den letzten Jahren eingerissen waren. Demnach ordnete der Magistrat unter dem 12. Mai 1798 auch den Fuhrlohn, indem er ihn mit Rücksicht auf die niedrigeren Preise der Lebensmittel und Fourage reduzierte. Ein Vergleich lehrt aber, daß der Fuhrlohn nicht viel geringer als heute war. Weil indessen seit 100 Jahren der Wert des Geldes sehr gesunken ist, stellt sich im alten Düsseldorf der Fuhrlohn relativ höher als im modernen. So kostete der Transport eines Stückfasses Wein vom Rhein in die Stadt sowie umgekehrt, oder von einem Keller in den andern 15 Stüber oder 60 Pfennig (1 Stüber gleich 4 heutige Pfg.). 1000 Ziegelsteine mußten für 1 Rthlr. 15 Stüber oder 2,90 M. gefahren werden. Ein Malter Frucht Düsseldorfer Maß vom Rhein in die Stadt betrug an Fuhrlohn 1 Stüber (= 4 Pfennig). 8 Säumer Geriß (1 Säumer =  $\frac{1}{4}$  Malter) dagegen 12 Stüber (= 48 Pf.), eine Karre Sand 10 Stüber (= 40 Pf.), ebenso viel eine Karre Dünger in den Garten. Alle Sätze galten ohne Unterschied der Entfernung. Zugleich wurde der Tagelohn fixiert. Es kostete, den Malter Frucht vom Schiffe auf die Karre oder von dort auf den Speicher zu schaffen, 1 Stüber. Uebertretung des neuen Tarifes sollte mit 6 Rthlr. geahndet werden. Vielleicht sah der Magistrat eine wiederholte Bestrafung und heftige Opposition der Fuhrherren gegen die obige Taxe voraus. Daher drohte er sogleich mit einer neuen Strafe. Sollten der Uebertretungen zu viele werden, so würde er einem jeden das Fahren und Tragen für Geld gestatten, gleichgültig ob er zünftig sei oder nicht.

Wie es eine Taxe für die Beförderung von Frachtgütern gab, hatte man selbstverständlich auch eine solche für Lohnfuhrwerke und Portechaisien, welche der Beförderung von Personen dienten. Aus dieser geht hervor, daß die ersteren namentlich für Reisen außerhalb, letztere für die Fahrten innerhalb der Stadt berechnet und dafür bei den engen Straßen sicherlich geeigneter waren, als die Fuhrwerke. Unser Droschkenwesen vereinigt also in sich die Bestimmungen beider. Die Ordnung des Lohnfuhrwerks von 1773 handelt demnach nur vom Mieten auf halbe oder ganze Tage, sowie von Fahrten nach den Nachbarorten, die Portechaisienordnungen von 1774 und 1786 vom Tragen in der Stadt oder vom Mieten auf Tage oder Wochen. Derselbe Streit, welcher sich um 1790 nach Anlage der Karlstadt bei den Frachtfuhrwerken erhob, ob der neue Stadtteil zur eigentlichen Stadt oder zur Vorstadt zu zählen sei, entstand daher auch bei den Portechaisien, dagegen nicht in Bezug auf die Lohnfuhrwerke, soweit bekannt ist. Die Entscheidung des Magistrats lautete, daß für Tragen in und aus der Karlstadt kein mehreres an Gebühr und Lohn zu bezahlen sei, als vorhin für dergleichen Tragen in hiesiger Stadt bestimmt gewesen. Die Verordnung über das Lohnfuhrwerk schuf 3 Zonen und berechnete nach ihnen die Preise. Die erste umfaßte die Orte, welche zwei Stunden, die zweite solche, welche fünf Stunden, die dritte endlich diejenigen, welche weiter als fünf

Stunden von Düsseldorf entfernt waren. In die erste Zone fallen die Orte Venrath, Kaiserswerth, Ratingen, Gerresheim, Mettmann und Neuß, welche alle mit Ausnahme der zwei letzteren in der Polizeiverordnung über das Droschkenfuhrwesen vom 1. Febr. 1877 berücksichtigt sind. Für eine Fahrt nach Venrath entrichtete man im vorigen Jahrhundert für 1 Pferd 30 Stüber, den Wagen 10 Stüber, zusammen 40 Stüber oder ungefähr 1,60 Mark, dazu das Brücken- und Barrierengeld, während heute bei 2 Personen ein Preis von 4,50 Mark festgesetzt ist. Dasselbe Geld wurde bis Gerresheim bezahlt, heute dagegen 3,30 Mark. Ein Unterschied bestand insofern noch, als ehemals die Rückfahrt, wenn gleich angetreten, unentgeltlich war, heute dagegen die Hälfte der einfachen Fahrt beträgt. In der zweiten Zone zahlte man für das Pferd 40 Stüber, in der dritten 1 Rthlr., für den Wagen 20 Stüber. War das Fuhrwerk tageweise gemietet, so mußte es bei einer Preisberechnung von 1 Rthlr. für das Pferd, 20 Stüber für den Wagen, dazu Barrieren- und Brückengeld den Reisenden im Sommer 11, im Winter 9 Stunden weit fortbringen. Darüber hinaus vergütete derselbe jede Stunde außerdem mit 7 Stüber für das Pferd. In der Stadt war eine „Lehnkutsche“ nur auf einen halben oder ganzen Tag für 1 resp. 2 Rthlr. zu haben. Daher war es auch gleichgültig, ob die Karlstadt zur Stadt oder zur Vorstadt gehörte, denn Tourenfahrten gab es für sie nicht. Das Mieten eines Reitpferdes auf einen Tag kostete 40 Stüber, gleich für mehrere Tage täglich 30 Stüber.

Gleich billig war die Beförderung in der Stadt mittelst der Portechaisien. Wie im modernen Düsseldorf zu bestimmten Tageszeiten die Droschken sich an den Halteplätzen aufstellen, so warteten im alten die Sesselträger von 8 Uhr morgens bis 12 Uhr abends im Hause des Admodiatoren, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts des Hoffattlers und Garde de Meubles Bergmann auf der Bergerstraße. Es gab mithin keine Portechaisienhalteplätze. Für das Tragen innerhalb der Stadt wurden selbst bei Kindtaufen bloß 10 Stüber oder 40 Pfg., in die Vorstadt 20 Stüber entrichtet. Die Miete für einen ganzen Tag betrug 1774 1 Rthlr. 1786 1 Rthlr. 20 Stüber, wofür die Portechaise vormittags und nachmittags 6 Stunden zur Verfügung des Mieters stand, für eine Woche anfänglich 5 Rthlr., später 6 Rthlr. Die Träger warteten, sofern sie nicht abgelohnt worden waren, bei einfachem Tragen  $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{2}$  Stunde unentgeltlich auf die Rückkehr der getragenen Person. Sie sollten diese Zeit aber nicht zum Saufen und Spielen benutzen. Durch eine übergroße Höflichkeit scheinen sich die Sesselträger nicht rühmlichst ausgezeichnet zu haben. Sie wurde ihnen indessen unter Androhung von Stockprügeln, Suspension auf 1 Monat, endlich Ausschließung vom Ambach oder Amberg\*) eindringlichst anempfohlen.

\*) Beide Formen kommen 1786 vor, doch muß die letztere entweder lokal sein oder auf Fehler beruhen. Ambach (altdeutsch ampacht oder ambacht) ist das vollere Wort, aus welchem Amt zusammengesogen,

Wohl in Rücksicht darauf, daß die Portehaisen von den „Herrschaffen“ benutzt wurden, enthielt das Reglement von 1774 eine Bestimmung, von der man fast wünschen möchte, sie wäre auch in die Droschkenordnung von 1877 übergegangen. Kranke durften nicht mit den gewöhnlichen Portehaisen befördert werden. Für deren Fortschaffung mußte der Admodiator eigene Sessel halten. Daß er sie auch am gehörigen Orte benutzte, dafür sorgte eine Kontraventionalstrafe von 2 Rthlr. für den Admodiatoren, von 1 Rthlr. für die Träger. Gewiß angebracht war es, daß jede Portehaise, ebenso heute wie unsere Wagen, eine Laterne besaß, obgleich die Straßen schon 1769 mit Dellampen erleuchtet waren.

und erscheint als ambacht, ambach, ambedt, ambodt, zc. . . ambet, ambt, ampt und amt, nicht aber als amberg. Das zugehörige Substantiv männlichen oder weiblichen Geschlechts, welches den oder die Dienende bezeichnet, ist heute verschwunden, aber im Ahd in der Bedeutung Bedienter, Vogt, im Altin in derjenigen Magd vorhanden (sfr. Grimm Deutsches Wörterbuch s. v. Amt). Ambach entspricht im gewerblichen Sinne dem mlt. officium (nicht ministerium oder munus, sfr. Schiller und Lübben, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bremen 1875, s. v. Ambach) und heißt: 1) Handwerk, zu dessen selbständiger Ausübung die Aufnahme in eine bestimmte Zunft erfordert wird. — 2) Das Recht zur Ausübung eines solchen Handwerks. — 3) Handwerkszunft. — 4) Jede andere Zunft, doch nannten Krämer, Gewandschneider und überhaupt alle Kaufleute ihre Genossenschaft lieber eine Gilde, Kumpanie oder felseop, weil ambacht an die ursprüngliche Hörigkeit der Handwerker erinnerte. — 5) Nahrungserwerb oder Geschäftsbetrieb jeder Art. Das Wort kommt schon als ambactus, der Hofhörige, in Cäsars Bell. Gall. 6, 15 vor, von dem französisch ambact s. m., Amtslehen, sowie ambassade und seine Derivata abgeleitet sind. „Ob ursprünglich celtisch oder deutsch, oder beiden zugleich angehörend, bleibt unentschieden“ (Sanders, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1860, s. v. Amt). Das Wort Amtmeister erklärt Weigand, Deutsches Wörterbuch, Gießen 1878 als eine Umbildung aus Ammeister, welches Oberhaupt der Zünfte bedeutet, zusammengesetzt aus Ammann und Meister, so daß es soviel als Meister, welcher Ammann, höchste obrigkeitliche Person einer Gemeinde ist, oder Obermeister heißt. Wenn man aber erwägt, daß Ambachmeister noch heute in Düsseldorf existiert, so ist die obige Ableitung wenigstens zweifelhaft.

### Ueber die wichtigsten Erkrankungen der Nase und deren Heilverfahren

hielt vor kurzem Dr. L. Löwe in Berlin einen Vortrag, dem wir folgendes entnehmen:

Ausgehend von der geschichtlich feststehenden Thatsache, daß in frühern Zeiten die Nonnen, wenn ihre Klöster von Feinden erstürmt wurden, sich die Nasen abschneiden, um die Brutalität der Sieger durch die scheußliche Entstellung ihres Antlitzes vor-

zubringen, besprach Dr. Löwe zuvörderst die Methoden, welche man besitzt, um verlorengegangene Nasen zu ersetzen. Schon die alten Indier kannten diese Kunst. Bei ihnen war es Sitte, Verbrechern die Nase abzuschneiden, wodurch erstere zur untersten Stufe der Gesellschaft, in die Klasse der sogenannten Parias hinuntergestoßen wurden. Wie unglücklich sich ein solcher Paria fühlte, das hat wohl am Trefflichsten Göthe in seinem berühmten „Gebet des Paria“ ausgedrückt, wo er den Paria fragen läßt, ob denn Gott allein die übrige Menschheit und nicht auch die Parias und die Affen geschaffen habe. Einem Paria mußte mithin alles daran liegen, wieder in Besitz seiner Nase zu gelangen: kein Wunder, daß die indischen Aerzte in der Anfertigung künstlicher Nasen excellierten. Sie schnitten einen dreieckigen Hautlappen aus der Stirn heraus. Die Spitze des Dreiecks sah gegen die Nasenwurzel, die Grundlinie lag am oberen Rande der Stirn, da wo die behaarte Kopfhaut anfängt. Dieser Hautlappen wurde ganz von der Stirne abpräpariert, nur an der Nasenwurzel blieb er mit der Hirnhaut in Verbindung, dann wurde er umgedreht und an den Rändern des Nasenstumpfes angeheilt, was circa 6 Wochen erforderte.

Mit dem Untergang der alten indischen Kultur geriet auch die Kunst der Nasenbildung in Vergessenheit, bis im 16. Jahrhundert der Italiener Tagliacozzi dieselbe wieder in Aufnahme brachte. Tagliacozzi wurde hierzu durch die damals gerade besonders fürchterlich auftretende Lustseuche, die mit Vorliebe die Nasen wegzufressen pflegt, veranlaßt. Seine Methode ist grundverschieden von der indischen. Er nimmt das Material zur Neubildung der Nase aus der Haut des Oberarms. Er schneidet aus dieser einen dreieckigen Lappen aus, näht ihn mit den Rändern des Nasenstumpfes zusammen und läßt nur die Spitze des Lappens mit dem Arm in Verbindung. Nach circa 2 Monaten ist der Lappen an der Nase angeheilt, seine Verbindung mit dem Oberarm kann dann durchschnitten werden. Während der Heilungszeit muß der Patient eine Bandage tragen, durch welche sein Arm gegen die Nase fixirt gehalten wird. Das ist natürlich höchst unbequem. Tagliacozzis Methode geriet deshalb sehr bald nach dem Tode ihres Erfinders in Mißkredit, umso mehr als durch die Eroberung Indiens durch die Engländer auch die alte indische Kultur und damit die alte indische Medizin wieder zur Geltung kam. Englische Aerzte übten ums Jahr 1820 zuerst wieder die alte indische Methode der Neubildung der Nasen aus der Stirnhaut. Die Kunde hiervon drang nach dem Kontinent und gelangte nach Berlin, wo damals gerade Dieffenbach, der berühmte Vorgänger v. Langenbecks, lebte und wirkte. Dieffenbach bemächtigte sich der Sache mit großem Eifer, verbesserte und bereicherte die Methode durch viele Instrumente und Kunstgriffe und schuf so die heutige Lehre von der künstlichen Nasenbildung. Dies war die erste Großthat der damals neugegründeten Berliner medizinischen Schule.

Dieffenbach hatte das Glück, seine Lehre sogleich praktisch an der berühmten Dame mit dem Toten-



kopfe verwerten zu können. Diese war eine polnische Gräfin, der eine ekelhafte Krankheit die Nase und die Lippen weggefressen hatte, so daß ihr Gesicht einem Totenkopfe glich. Sie wurde mehrere Jahre hindurch von Dieffenbach mit musterhaftem Geschick und mit so glücklichem Erfolge operiert, daß sie sich schließlich wieder verheiraten konnte. Der Vortragende wandte sich sodann zur Besprechung der „roten Nase“. Die Kupfernase beruht in vielen Fällen auf einer Erkrankung der kleinen Drüsen der Nasenhaut, die den Talg absondern und deren Oeffnungen als feine Punkte schon mit freiem Auge auf der Oberfläche der Nase zu erkennen sind. Wenn diese Oeffnungen sich verstopfen, so daß der Hauttalg nicht aus der Drüse herauskam, so sammelt sich derselbe in den Drüsen an und bewirkt mechanisch eine Erweiterung derselben. Drückt man auf die erweiterten Drüsen, so entleert sich der angesammelte Hauttalg in Form eines weißen, länglichen Pfropfes, dessen Spitze durch Staub und Schmutz schwarz gefärbt erscheint. Der längliche Pfropf und sein schwarzer Kopf haben eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Wurm, daher bezeichnet der Volksmund diese Gebilde als Miteffer und hält sie fälschlich für Tiere, die vom Fette des Menschen zehren. Werden diese Miteffer nicht ausgedrückt, so erregen sie eine Entzündung der Haut der Nasenspitze. Auf diese Weise entsteht der erste Anfang zur Kupfernase. In anderen Fällen beruht die Kupfernase dagegen auf einer Wucherung der Blutgefäße, die die Nasenspitze anfüllt und die durch Erkältung, durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke, durch Verdauungsstörungen u. s. w. bedingt sein kann. Wird die Kupfernase nicht rechtzeitig behandelt, so wird sie immer stärker und schließlich befestigt sie sich mit vielen Höckern und Warzen und schwillt zur sogenannten Pfundnase an.

Der Vortragende besprach zuletzt noch die sogenannten Nasenpolypen. Es sind dies keine lebenden Wesen, wie der Name Polyp fälschlich vermuten läßt, sondern kleine Warzen an der Innenfläche der Nase, ähnlich den Hautwarzen. Sie bewirken die mannigfaltigsten Uebelstände, namentlich Stochschnupfen. Später treten häufig Ohrenleiden, Kopfschmerzen und Brustbeklemmung hinzu. Auch das unter dem Namen „Asthma“ bekannte quälende Leiden, welches sich darin äußert, daß die Patienten während der Nachtzeit im Bette durch plötzlich eintretende heftige Atembeschwerden aus dem Schlafe gestört werden, in den meisten Fällen durch Nasenpolypen bedingt. Endlich hat sich neuerdings herausgestellt, daß Leute, die mit der fallenden Sucht (Epilepsie) behaftet sind, in sehr vielen Fällen Nasenpolypen besitzen und daß sie von ihrem Uebel durch Entfernung der Nasenpolypen befreit werden können. Die Nasenpolypen müssen durch Operation entfernt werden, weil sie sonst den Lebensgenuß ernstlich gefährden. Früher riß man die Polypen einfach mit der Zange aus. Dies war sehr schmerzhaft. Die Kranken gaben an, es wäre ihnen bei der Operation zu Mutte gewesen, als habe man ihnen den Schädel ausreißen wollen. Heutzutage ist die Operation so schmerzlos, daß man dabei nicht einmal zu chloroformieren pflegt. Man legt nämlich eine Drahtschlinge um den Stiel des Polypen, die

Schlinge ist mit einem elektrischen Apparate verbunden und wird in dem Momente, wo sie richtig liegt, von einem elektrischen Strom durchflossen. Infolgedessen wird sie glühend und schneidet den Stiel des Polypen durch, was so schnell und so schmerzlos geschieht, daß die Operation in der Regel beendet ist, bevor der Kranke es überhaupt merkt.

## Die Farbe der Sterne.

Hierüber läßt sich ein humoristischer Anonymus jenseits des großen Wassers vernehmen wie folgt:

„Diese neugierige Wissenschaft! Was wird sie nicht noch alles entdecken? Daß der Saturn mehr Ringe hat, als wir bei öffentlichen Gelegenheiten an den Händen irgend einer Pfandleihers-Gattin sehen, ist eine alte Geschichte. Die Monde des Mars, die man nur geahnt, sind seit vier Jahren bekannt. Auf diesem Planeten hat man jetzt sogar Kanäle gefunden und es wird vielleicht nicht lange mehr dauern, so hören wir, daß dort schon vor 2000 Jahren ein Kanalboot-Fünge (à la Garfield) es zum Präsidenten gebracht habe.

An der Sonne, welche unsere Vorfahren göttlich verehrten, weil man sie für das reinste und glänzendste aller weiblichen Wesen hielt, hat man Flecken entdeckt, größer als die häßlichste Zigeunerin aufzuweisen hat, und nun erforscht man auch noch die kleinen unschuldigen Sterne, von denen doch noch Altvater Goethe sagt, daß man sie nicht begehrt und sich nur ihrer Pracht freut. Daß die Sterne leuchten, ist eine uralte Geschichte, aber wie sie leuchten, wie ihr Licht wechselt, dieses ist erst von neueren Gelehrten festgestellt worden.

Jeder Fixstern ist wie man annimmt, eine flammende Sonne, und er strahlt verschiedenes Licht aus, natürlich je nachdem das Material ist, womit er einheizt. So hat man entdeckt, daß der Stern Vega weiß, Arcturus (im untern Teil des Sternbildes des Bootes) gelbrötlich und Antares im Sternbild des Skorpion rot glüht. Rot erglüht auch Aldebaran im rechten Auge des Stiers; weiß dagegen schimmern Regulus, Denebola am Schwanz des Löwen und der Nordstern. Sirius in der Schnauze des großen Hundes scheint weiß, aber seine eigentliche Farbe ist grün.

Einige Sterne haben in historischer Zeit ihre Farbe gewechselt. So sagt man, daß der Sirius den alten Egyptern und Griechen rot erschienen habe. Auch die Capella im Fuhrmann schien einmal rot, leuchtete aber im Mittelalter gelb und strahlt jetzt ein bläuliches Licht aus. Die merkwürdigste Beobachtung macht man an einer Gruppe im Sternbild des südlichen Kreuzes, welche in fast allen Farben flimmert.

Wie lange wird es noch dauern, und die neugierige Wissenschaft wird jeden einzelnen Stern gewogen haben, wie man ja bereits das Gewicht der Erde und des Mondes festzustellen versucht hat. Auf ein paar Millionen Pfund mehr oder weniger kommt es dabei wohl nicht an!“

## Düsseldorf.

Zu Düsseldorf am Rheine  
Da steht die Malerkunst,  
Wie sich's gebührt, seit Jahren  
In anerkannter Gunst.

Und wer nicht selbst ein Künstler,  
Der hat doch Künstlersinn,  
Drum wallen sie alltäglich  
Zur „Permanenten“ hin.

Doch erst am Sonntagmorgen,  
Wenn sich die Kirche leert, —  
Wie dann der Düsseldorfer  
Nach Kunstgenuß begehrt!

Die Mütter mit den Töchtern,  
Die Herrchen, schlank und fein,  
Sie alle wollen sehen,  
Und selbst gesehen sein!

## Der Eierlegen.

(Ein lustiges Märlein.)

Im Sommer war's, vor langer Zeit,  
Da trat mit weißbestäubtem Kleid  
Ein Wanderbursche müd genug  
Einst zu Semlin in einen Krug.  
Doch niemand war in dieser Schenke,  
Zu reichen Speisen und Getränke —  
Nur Fliegen, die vom Tisch aufsummten,  
Und Brummer, die am Fenster brummten.  
Die Sonne kam hereingelassen  
Und malte still die Fenstersprossen  
Hin auf den sandbestreuten Grund.  
Es regte sich kein Mensch, kein Hund;  
Es waren ganz für sich allein  
Die Fliegen und der Sonnenschein.

Der Wanderer auf die Bank sich streckte,  
Und seine müden Glieder rechte,  
Und dacht: „Die Ruhe soll mir frommen!  
Am Ende wird schon jemand kommen!“  
Und als er nun so um sich sah,  
Fand er ein Häufchen Krumen da,  
Das man vom Tisch zusammenfegte,  
Und, da der Hunger sehr sich regte,  
Begann er eifrig unterdessen  
Von diesen Krümlein Brots zu essen.

Dem guten Burschen war nicht kund,  
Daß sich auf Hexerei verstand  
Des Wirtes Frau. Sie wollte eben  
Die Krümchen ihren Hühnern geben,  
Und da sie abgerufen ward,  
Sprach sie darob nach Hexenart,  
Bevor sie ging, den Eierlegen,  
Wonach die Hühner mächtig legen. —  
Und als der Bursche also nippte  
Und mit den Fingern Krumen tippte,  
Da ward ihm gar so wunderbar  
Im Leibe, so absunderlich,  
Bis daß auf einmal wundersam  
Der Zauberpruch zur Wirkung kam.

Er fühlte sich, als wie beseffen,  
Und so viel Krumen er geessen,  
So viele Eier mußte er legen!  
Das wirkte dieser Hexensegen!  
Er mochte wollen oder nicht,  
Das war das Ende der Geschichte':  
Er legte einunddreißig Eier,  
Und danach fühlte er sich freier.  
Dann ward ihm so miracelig,  
So kifelig, so kafelig,  
Und ehe er sich recht besann,  
Da fing er auch das Kafeln an!  
Er konnte diesen Trieb nicht zügeln,  
Schlug mit den Armen, wie mit Flügeln,  
Ging um die Eier in die Runde  
Und scharfte kräftig auf dem Grunde  
Und kafelte so furchtbarlich,  
Daß alles rings entsetzte sich!  
Zusammen lief Weib, Kind und Mann  
Und schauten das Mirakel an.

Doch endlich ließ der Zauber nach;  
Dem armen Burschen war ganz schwach.  
Er fühlte ganz elendiglich  
Sich außen und inwendiglich,  
Und mußte stärken sein Gebein  
Mit Käse, Brot und Branntwein!  
Lief sich den Stock herüberlangen  
Und ist beschämt davongegangen.

Nach langer Zeit, in späten Jahren,  
Hab ich's aus seinem Mund erfahren.  
Da hat er oftmals mir erzählt,  
Wie ihn das Hühnerbrot gequält,  
Und wie das Ding sich zugetragen,  
Zum Schlusse pflegte er zu sagen:  
„Das Legen, das ist leicht gethan!  
Das Kafeln aber, das greift an!“

Heinrich Seidel.

## Rätsel.

Mein Erstes brechen, fordert Mut,  
Das Zweit' zu machen, braucht es Kunst.  
Vertrau' dem Ersten Leib und Gut,  
Doch traue nicht des Zweiten Gunst.  
Das Erste führt in weite Ferne;  
Das Zweite fesselt an die Frauen;  
Dem Ersten folgen Sonn' und Sterne;  
Am Mond kannst Du das Zweite schauen.  
Sieh' meines Ganzen stolze Hallen:  
Drin wogt und drängt es gleich dem Meer,  
Und draußen hörst Du's siedend wallen —  
Ein Pfiff und drin ist's öd und leer.

Auflösung des Rätsels in Nr. 15 des Erzählers:

Matapan.

Richtige Lösungen gingen nicht ein.